Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 237. Bromberg, den 19. November 1927.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von **Otto Schwerin.**

(5. Fortsetzung.)

„Meine Herren," sagte Dr. Ringstedt, der als einziger nach wie vor seine kühle Ruhe bewahrte. „Das hastige, nervöse Herumsuchen im Zimmer ist zwecklos und bringt die Papiere gewiß nicht wieder. Es nimmt uns die Ruhe, die wir dringend benötigen."

„Aber, was soll ich tun, Herr Doktor!" rief Horwath aus, „um meine unersetzlichen Pläne wieder zu bekommen?"

„Überlegen," meinte Ringstedt kühl. „Registrieren wir die Tatsachen, meine Herren," fuhr er fort. „Vor drei Minuten lagen die Papiere hier noch vor uns auf dem Tisch, sechs Augenpaare haben dies festgestellt. Sechs Herren, die ihre gesunden Sinne beisammen haben, können dies bezeugen. Daß nach Lage der Dinge niemand das Zimmer betreten und höchstwahrscheinlich niemand das Haus verlassen hat, kann ebenfalls als erwiesen angesehen werden. Folglich müssen die Papiere noch im Hause sein."

„Aber wo sind sie?" fragte Norland.

Ringstedt zuckte die Achseln.

„Vor allem darf niemand das Haus verlassen!"

„Wie können Sie das bewerkstelligen?" fragte Voß.

„Hat das Haus nur den einzigen Ausgang, den wir von hier aus im Auge behalten können?"

„Ja," antwortete der Konsul. „Wer das Haus verläßt, muß durch den Garten."

„Das ist gut," meinte Ringstedt befriedigt. „Es fragt sich nur, mit welchem Recht und unter welchem Vorwand wir jemand zurückhalten können, der das Haus zu verlassen wünscht. Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß über uns ein Zahnarzt wohnt, dessen Patienten wir am Verlassen des Hauses weder hindern, noch sonstwie belästigen können. Nur die Polizei hat eventuell das Recht dazu."

Norland griff die letzten Worte Ringstedts auf.

„Bleiben Sie uns um Gottes Willen mit der Polizei vom Halse!" rief er aus. „Nur keine Polizei. Ich bitte Sie!"

„Ja, aber meine Papiere, meine Zeichnungen, ich muß sie wiederhaben," wandte Horwath ein. „Wer will sie mir wieder zur Stelle schaffen, wenn nicht die Polizei."

„Die Polizei in einer so delikaten Angelegenheit intervenieren zu lassen, geht nicht an," meinte Norland.

„Und doch wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben," sagte Horwath resigniert. „Die deutsche Polizei," fuhr er schnell fort, als Norland eine abwehrende Handbewegung machte, „ist sehr verläßlich."

„Mag sein," gab Norland zu. „Dennoch habe ich ernste Bedenken, die Hilfe der Kriminalpolizei anzurufen."

„Ja, aber bester Herr Norland! Meine Erfindung! Wer hat meine Papiere entwendet?! Wo sind sie?! Wer schafft sie wieder?! Kennen Sie jemand, der uns hilft?!"

Norland schwieg und sah Ringstedt an, der nur die Achseln zucken konnte. Konsul Voß war ganz unvermittelt zu seinem Schreibtisch geeilt und hatte das Telephonverzeichnis zur Hand genommen.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Herren," sagte er. „Ich glaube jemand zu kennen, der uns helfen kann. Daß ich nicht sofort an ihn gedacht habe!" schloß er kopfschüttelnd.

Horwaths Augen hingen interessiert an den Lippen des Konsuls, der, ein leises Lächeln auf den Lippen, im Telephonbuch blätterte. Endlich schien er die gesuchte Nummer gefunden zu haben.

„Das Hotel Bavaria meldet sich. Ich bitte um Verbindung mit Herrn Dr. Lutz aus Frankfurt a. M."

Horwaths Augen leuchteten auf. „Bei Gott! Herr Konsul!" rief er aus. „Doktor Lutz ist der richtige Mann! Der oder keiner!"

10. Kapitel.

Während der nächsten Viertelstunde herrschte im Arbeitszimmer des Generalkonsuls Voß eine mehr als gedrückte Stimmung. Beinahe in jeder Ecke des geräumigen Zimmers saß ein anderer Teilnehmer der Konferenz und grübelte vor sich hin. Der mysteriöse Vorfall hatte Horwath begreiflicherweise am meisten mitgenommen, da der Diebstahl für ihn nicht nur eine Vernichtung seines Lebenswerkes, sondern auch einen finanziellen Verlust von großen Ausmaßen bedeutete.

Zwanzig Minuten vergingen, und noch immer war der sehnlich erwartete Dr. Lutz nicht erschienen. Voß wollte gerade eine ärgerliche Bemerkung machen, als draußen die Gartentür ins Schloß fiel. Der Konsul eilte ans Fenster, wandte sich aber enttäuscht wieder ab, denn er konnte statt des erwarteten Dr. Lutz nur den Briefträger entdecken. Dieser, ein älterer Mann, hatte den Konsul am Fenster bereits bemerkt. Er stampfte mit langsamen, schwerfälligen Schritten über den Kiesweg, und rief Voß mit lauter Stimme durch das Fenster zu:

„Herr Konsul, i hob an Wertbrief für Sie!" Voß trat auf die Veranda, doch der Briefträger wehrte ab.

„I komm rein", sagte er. „I muß doch die Unterschrift haben."

Gleich darauf klingelte es, und wenige Sekunden später klopfte es an die Türe des Arbeitszimmers. Voß schloß gleichgültig auf, die Türe öffnete sich, und herein trat — ein junger, eleganter Herr, mit glattrasiertem ausdrucksvollem Gesicht, das ein wenig an einen Schauspieler oder Künstler erinnerte. Lächelnd trat er näher und verbeugte sich leicht vor den sechs Herren, die sich erstaunt erhoben hatten.

„Guten Tag, Herr Konsul", sagte er. „Ich bin zur Stelle."

Voß war aufs äußerste überrascht vorgetreten.

„Herr Dr. Lutz?!" rief er aus. „Ja, aber wie ist das möglich? Wie kommen Sie denn hierher?"

„Durch die Tür, wie jeder andere Sterbliche auch", erwiderte Lutz lächelnd und reichte dem Konsul die Hand, die dieser etwas zögernd ergriff, dann aber herzlich schüttelte.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor", sagte er. „Der Empfang scheint Ihnen vielleicht ein wenig sonderbar. Aber ich kann mir gar nicht erklären, auf welche Weise Sie ins Haus gelangt sind. Ich habe Sie gar nicht kommen sehen."

„Seltsam", meinte Lutz belustigt. „Was für ein kurzes Gedächtnis Sie haben. Sie haben doch soeben selbst am Verandafenster mit mir gesprochen."

„Was — —?" entfuhr es dem Konsul. „Pardon", entschuldigte er sich. „Ich mit Ihnen gesprochen?" meinte er ganz perplex. Doch auf einmal zuckte ein Blitz des Verständnisses über sein Gesicht.

„Donnerwetter!" rief er aus. „Ich beginne zu verstehen. Der Briefträger mit dem schönen Sendlinger Dialekt, der waren Sie?!"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Konsul", meinte Lutz. „Ihre Vermutung stimmt. Die Mütze und der Uniformrock liegen draußen im Vorzimmer, ebenso der Bart und die weiße Perrücke; und da diese wahrscheinlich meine Frisur etwas derangiert hat", fuhr er lächelnd fort, indem er sich mit der rechten Hand den Scheitel zurückstrich, „so bitte ich ergebenst um Entschuldigung, wenn ich mich nicht ganz comme il faut präsentiere."

Trotz der nicht gerade heiteren Situation mußte der Konsul laut lachen. „Was sagen Sie dazu, meine Herren!" rief er aus. „Glauben Sie jetzt, nach dieser Probe", fuhr er, sich an Norland wendend, immer noch lachend fort, „daß Herr Dr. Lutz der richtige Mann für uns ist? Besser, Herr Doktor, als mit diesem mimischen Kunststück hätten Sie sich bei den Herren, die ich hiermit die Ehre habe, Ihnen vorzustellen, gar nicht einführen können."

Doch Lutz wehrte ab.

„Sie irren sich, Herr Konsul", meinte er, „wenn Sie annehmen, daß meine Verkleidung einen Theatercoup bedeuten soll, den ich um ein möglichst wirksames Auftreten zu erzielen, in Szene gesetzt habe. Derartige Mätzchen, die für den Filmdetektiv Bobby Rowland oder für die Detektivkomödie, die gerade augenblicklich im Schauspielhaus allabendlich ausverkaufte Häuser macht, unentbehrlich und zugkräftig sein mögen, sind für die Praxis ungeeignet, dazu ist unser Beruf wirklich zu ernst. Ich habe einen ganz besonderen Zweck verfolgt, wenn ich mich vor den Hausbewohnern, und vor allem vor Ihrem Dienstmädchen, das mir die Türe geöffnet hat, als Briefträger sehen ließ —"

„Darf man diesen Zweck erfahren?' fragte der Konsul interessiert.

Lutz nahm gelassen Platz, ohne die Unruhe Horwaths, dem die Einleitung wohl zu lange dauerte, zu beachten.

„Ich weiß noch nicht genau, Herr Konsul, warum Sie mich hierher beordert haben, wenn ich mir den Zweck natürlich auch denken kann."

„Unsere Papiere sind gestohlen worden, das heißt, sie sind verschwunden, spurlos verschwunden."

„Das dachte ich mir, Herr Konsul. Ich habe mit einem Diebstahl bestimmt gerechnet."

„So glauben Sie also auch, daß dieser Schurke von Paschkin der Dieb ist?" warf Horwath ein.

„Nein!" erwiderte Lutz diplomatisch. „Ich behaupte zwar, daß Paschkin in irgendeiner Form hinter der Sache steckt, aber der Dieb ist er nicht, dies halte ich für ausgeschlossen."

„Das wissen Sie so genau?"

„Jawohl. Ganz genau, Herr Horwath, denn Paschkin hat heute morgen mit dem Schnellzug München verlassen. Er ist auf der Reise nach Berlin."

„Pardon, woher wissen Sie das?"

„Ich ließ ihn beobachten", erwiderte Lutz kurz.

„Und warum haben Sie den Lumpen nicht festgenommen?"

„Aus taktischen Gründen, Herr Horwath. Wie ich Ihnen schon sagte, kommt Paschkin als der eigentliche Dieb nicht in Frage. Dieser steckt wo anders, vielleicht — sogar wahrscheinlich sitzt er noch — hier im Hause. Um diesen Mitschuldigen, der, wenn mich nicht alles täuscht, die Papiere auf irgendeine Art und Weise Paschkin zustellen wird, nicht zu warnen, ließ ich den Gauner Paschkin, der für den Augenblick auch minder wichtig ist, einstweilen laufen und kam aus dem gleichen Grunde in der Verkleidung zu Ihnen. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß wir genau beobachtet werden. Erscheine ich als Dr. Lutz, der gut genug bekannt ist, so laufe ich Gefahr, den Täter zu warnen. Der Briefträger ist jedoch eine durchaus unverdächtige Persönlichkeit, besonders dann, wenn er, wie in vorliegendem Falle, laut meldet, daß er einen Wertbrief zu bestellen hat."

„Jetzt verstehe ich Sie allerdings", sagte Voß, und wechselte mit den anderen Herren einen Blick, den Dr. Ringstedt auffing.

Dieser trat einen Schritt auf Dr. Lutz zu. „Verzeihen Sie, Herr Doktor", sagte er. „So sehr ich Ihren Scharfsinn bewundern muß, so scheint mir Ihre Kalkulation doch ein Manko aufzuweisen."

„Bitte", antwortete Lutz, „ich lasse mich sehr gerne belehren, Herr — —!"

„Dr. Ringstedt!" stellte sich der andere noch einmal vor. „Sie haben die Komödie inszeniert, Herr Dr. Lutz, weil Sie annehmen, daß der Täter noch im Hause ist und Sie vielleicht beobachtet. Mit dieser Möglichkeit muß meines Erachtens nach Lage der Dinge tatsächlich gerechnet werden. Nun, Herr Doktor. Angenommen, er hat nun wirklich festgestellt, daß der Briefträger das Konsulat betreten hat, wird er dann nicht Verdacht schöpfen, wenn er merkt, daß der Briefträger das Konsulat nicht mehr verläßt, bzw. sich über Gebühr lange aufhält?"

Lutz nickte zustimmend. „Meinen Glückwunsch, Herr Doktor", sagte er. „An Ihnen ist ein tüchtiger Detektiv verloren gegangen. Ihre Rechnung stimmt nämlich ganz genau. Nur möchte ich Ihnen erwidern, daß ich diesen tatsächlich wichtigen Faktor natürlich bereits in Betracht gezogen habe. Der Briefträger muß das Konsulat in wenigen Minuten verlassen und wird es auch verlassen."

„Aber wie ist das möglich?" fragte der Konsul.

„Einer von Ihnen, meine Herren, wird in der Uniform des Briefträgers das Haus verlassen. Sie haben vielleicht selbst die Freundlichkeit, Herr Doktor Ringstedt, diese Rolle, für die Sie sich meines Erachtens hervorragend eignen, zu übernehmen."

„Wenn ich der Sache damit dienen kann", erwiderte Ringstedt lächelnd, „so bin ich gerne bereit."

„Die ganze Komödie ist vielleicht überflüssig. Ich kenne die genauen Vorgänge noch nicht, und habe daher auch noch kein Urteil. Gestatten Sie noch eine wichtige Zwischenfrage. Hat nach der Entdeckung der Tat schon jemand das Haus verlassen?"

„Noch niemand", erwiderte Voß. „Das Zimmer liegt so günstig, daß der Hauseingang stets zu überblicken ist."

„Dann", erwiderte Lutz, „ist noch nichts verloren, und es schadet nichts, wenn wir dieser vielleicht überflüssigen Formalität fünf Minuten opfern, bevor ich mich der Untersuchung Ihres Falles widme. Welche Kopfweite haben Sie, Herr Doktor?" fuhr er fort, sich wieder an Ringstedt wendend.

„Nummer sechsundfünfzig", antwortete dieser.

„Sehr gut, dann sitzt Ihnen meine Mütze genau. Wie ich sehe, tragen Sie zu Ihrem Gehrock eine schwarze Hose, die zu der vorzunehmenden Verkleidung auch gut paßt, und da Sie bartlos sind, macht die Anheftung eines falschen Schnurrbarts keine Schwierigkeit. Darf ich bitten, sich Ihres Rockes zu entledigen und den steifen Stehkragen abzulegen."

„Sofort, Herr Doktor."

Während Ringstedt dem Wunsche Lutz' nachkam, trat dieser in die Kanzlei hinaus und kam gleich darauf mit dem Uniformrock des Briefträgers zurück. In der linken Hand hielt er die Mütze, sowie eine graumelierte Perrücke und einen ebensolchen Schnurrbart zum Ankleben.

„Nun ans Werk", sagte Lutz und stülpte Ringstedt unter dem Amüsement der anderen die Perücke auf den Kopf. Selbst Horwath konnte für einen Augenblick ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Nachdem Lutz die Perücke auf Ringstedts Kopf zurechtgerückt hatte, zog er eine kleine Flasche mit einer bräunlichen Flüssigkeit aus der Tasche.

„Mastix", sagte er erklärend. „Dieses Fläschchen, Herr Doktor Ringstedt, das ich vorsorglicherweise eingesteckt habe, beweist Ihnen wohl, daß ich mit der Möglichkeit rechnete, eine andere Person unter meiner Maske fortschicken zu müssen."

Mit dem Pinselchen, das in dem Kork der Flasche fest eingelassen war, strich er Ringstedt leicht über die Oberlippe und legte den Schnurrbart auf.

„Wollen Sie, bitte, den Bart auf beiden Seiten fest andrücken," bat Lutz. „Und nun," fuhr er fort, „ziehen Sie den Uniformrock an. Er scheint ein wenig zu eng, dafür paßt aber die Mütze um so besser. So," meinte er befriedigt, „die Transformation wäre erledigt. Glauben Sie, Herr Doktor, den etwas schwerfälligen Gang eines alten Mannes kopieren zu können?"

„Ich denke, es wird gehen," erklärte Ringstedt.

„Sie gehen sofort ins Hotel Bavaria und melden sich bitte auf Zimmer 174, bei Fräulein Carlotta Petersen, die Sie bereits erwartet. Die junge Dame ist meine Agentin. Sie beide verlassen das Hotel unter keinen Umständen, bis Sie von mir telephonischen Bescheid erhalten."

Ringstedt verließ das Zimmer, und während er langsam über den Kiesweg des Gartens nach der Ausgangstür zuschritt, schloß Lutz das Fenster, zog die Vorhänge zu und nahm an dem Tisch in der Zimmermitte Platz.

„Nun an die Arbeit," sagte er. „Wollen Sie mich bitte informieren, Herr Konsul. Ich bin ganz Ohr."

Voß ergriff nun das Wort und schilderte dem aufmerksam lauschenden Lutz ausführlich die Vorgänge, die sich innerhalb der letzten zwei Stunden abgespielt hatten. Horwath warf ab und zu eine Bemerkung dazwischen, während sich die anderen Herren schweigend verhielten und sich ebenso wie Lutz auf das Zuhören beschränkten.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich Schriftsteller wurde.

Von Arkadij Awertschenko.

15 Minuten vor meiner Geburt wußte ich noch nicht, daß ich zur Welt komme. Als die Hebamme mich meinem Vater zeigte, schaute er mich wie ein Kenner an und rief: „Ich wette um jeden Preis, daß das ein Junge ist."

„Schlaufuchs", dachte ich, „du gehst auf Nummer Sicher."

Von diesem Augenblick an begann unsere Bekanntschaft und später auch Freundschaft.

Aus lauter Bescheidenheit wage ich zu bemerken, daß am Tage meiner Geburt die Kirchenglocken läuteten. Böse Zungen behaupten, daß an diesem Tage irgendein Feiertag war, aber ich glaube, daß die Kirchenglocken mir zu Ehren läuteten.

Ich schaute mir die Umgebung an und stellte fest, daß ich vor allen Dingen wachsen müsse. Und ich erfüllte diese Aufgabe so gut, daß mein Vater mich mit acht Jahren schon unter den Arm nehmen konnte.

Eines Tages nahm er mich an die Hand, setzte mir den Hut auf, ging mit mir auf die Gasse.

„Wohin gehen wir?" fragte ich ihn. — „In die Schule!" — „Ich will nicht lernen!" — „Warum nicht?" — „Weil ich krank bin." — „Was fehlt dir?" — „Die Augen tun mir weh!" — „Schön, da gehen wir zum Arzt."

Als wir beim Arzt erschienen, stürmte ich ins Zimmer, warf ein Tischchen um, stieß mit dem Arzt zusammen, versetzte seinem Assistenten einen Rippenstoß.

„Also du siehst nichts?" bemerkte der Doktor.

„Ich sehe nichts", sagte ich laut und energisch.

Und so brauchte ich nicht die Schule besuchen.

Als ich 15 Jahre alt wurde, sagte der Vater einmal zu mir:

„Arkadij, du mußt einen Posten annehmen!"

„Ich kann nicht," erwiderte ich gelassen.

„Unsinn! Schau deinen Kameraden Selzer an, er ist auch 15 Jahre alt und ist schon in Stellung, verdient Geld, ist in der Gesellschaft gern gesehen, spielt Gitarre, singt, und du?"

Diese Vorwürfe machten mich verdutzt, ich griff nach der Gitarre, die an der Wand hing, versuchte zu spielen.

Der Vater gab aber nicht nach und eines Tages mußte ich einen Posten antreten.

Ich erinnere mich an den ersten Tag, an dem ich meine Stellung antrat. Ich begann in einem Transportbüro. Ich erschien im Kontor gegen acht Uhr früh und traf dort einen Mann in der Weste, ohne Rock, an. Das ist sicher der Hauptagent, dachte ich, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag! Wie geht es Ihnen?"

„Danke! Man lebt!"

Wir setzten uns hin, rauchten eine Zigarette und plauschten, da ertönte plötzlich hinter uns eine barsche Stimme:

„Trottel! Warum hast du noch nicht den Staub abgewischt?" Der strenge Ton überzeugte mich, daß vor mir der Hauptagent stand. Der junge Mann, mit dem ich gesprochen hatte, ergriff den Staubfetzen und verließ rasch das Zimmer.

„Guten Tag!" sagte ich zum Neueingetretenen, „wie geht es Ihnen?"

„Man lebt", erwiderte der junge Mann. „Sie sind sicher der neue Angestellte? Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!" Wir rauchten Zigaretten an, plauschten, da öffnete sich die Tür, ins Kontor stürzte ein Herr in mittleren Jahren, packte den jungen Mann am Kragen und rief: „Heißt das arbeiten? Sie Tagedieb! Ich schmeiße Sie hinaus!"

Der Herr, den ich für den Hauptagenten hielt, erblaßte, setzte sich an seinen Tisch und der Fremde begann mich auszufragen. Inzwischen ertönten im Vorzimmer Schritte und der Herr, der mit mir sprach, sagte zu mir: „Gehen Sie hinaus, schauen Sie, wer gekommen ist!"

Ich schaute hinaus und rief: „Es ist irgendein Murmelgreis!" Aber wie erschrak ich, als der Murmelgreis ins Büro kam und uns alle barsch anfuhr, das war wirklich der Hauptagent. So begann ich meinen Dienst!

Mit 16 Jahren verließ ich das Transportkontor, verließ meine Heimat Sebastopol, übersiedelte nach Charkow, war dort in einem Montanbüro tätig und da mir die Arbeit ein wenig langweilig erschien, beschloß ich, Schriftsteller zu werden. Meine literarische Tätigkeit begann im Jahre 1905. Erstens schrieb ich eine Groteske, zweitens sandte ich diese Groteske an eine Zeitung und drittens wurde diese Groteske auch gedruckt. Das einzige Bedauerliche war, daß ich kein Honorar bekam. Ich schrieb dann noch drei, vier Novellen und dann entschloß ich mich, eine Zeitschrift herauszugeben. Diese Zeitschrift war ein humoristisches Blatt, hieß das „Bajonett". Ich war der Redakteur, der Herausgeber, der Schriftsteller, der Karrikaturist und der Austräger dieses Blattes. Nach der dritten Nummer wurde ich vom Generalgouverneur Peschkow mit einer Strafe von 500 Rubel wegen Amtsehrenbeleidigung bestraft. Ich weigerte mich zu zahlen und fand es für richtiger, daß ich Charkow den Rücken kehrte und so führte mich das Schicksal nach Petersburg.

Meine ersten Schritte in Petersburg waren mit der Gründung einer humoristischen Zeitschrift „Satirikon" verbunden. Ich liebe dieses Blatt wie ein eigenes Kind, es ist ein ausgezeichnetes humoristisches Blatt und kostet bloß sechs Rubel pro Jahr.

Auf jeden Fall habe ich mir in Petersburg einen Namen gemacht und eingesehen, daß ich richtig gehandelt hatte, die schriftstellerische Tätigkeit zu ergreifen.

Und daß ich mich nicht getäuscht habe, das werden Sie, lieber Leser, bestätigen.

Kakteen in Mexiko.

Von Ernst F. Löhndorff.

Am andern Morgen Aufbruch, stundenlanges Weiterrollen, bis ein paar Dutzend grauer Häuser neben der Eisenbahnstrecke auftauchten. Santa Ana! . . . Dann zu Fuß und zu Pferde weiter, die Soldaten in unsichtbarer, lautloser Fächerform durch die Büsche trottend, die Nüstern im Kampffieber gebläht — wir zu Pferde dahinter. Knisternde Flammen, schwarze Rauchsäulen, hinter uns in den Himmel steigend. Einzelne Schüsse, später knatternde Salven, zirpende Geschosse, gellendes Geschrei . . . und über Kürbissen gespannte Menschenhaut dumpf und traurig läutend.

Das Terrain senkte sich. Unten lag ein grünes, lachendes Tal mit Obstbäumen; ein Fluß in vielen Windungen glitzernd, eine große Anzahl Häuser, eine Stadt bildend, mit ragendem Kirchturm; dahinter ein nackter, von weißem Geröll überrieselter Berghang, auf dessen scharfgratigem Rücken ein hohes Steinkreuz perlmutterfarben im blauen Horizonte stand. Rechts und links von uns öde Hänge; Steine, Sand und unübersehbare Kakteenfelder, von natürlichen Straßen, wie mit dem Lineal angelegt, zerteilt.

Zu unseren Füßen knallte es fortwährend, blaue Wölkchen lagen wie Ketten aneinandergehängter Christbaumkugeln auf den sattgrünen Feldern, und die Yaquis rannten triumphierend schreiend hinab.

Dort! brüllte Romero neben mir. Ich folgte der ausgestreckten Hand. Da liefen durch die Büsche, bald unsichtbar, bald wieder auftauchend, Menschen; an den schwarzen Hutbinden als Feinde erkenntlich . . . und drangen durch einen breiten Gang in die Kakteenfelder hinein. Zehn, zwanzig, mehr . . . immer mehr. Sie trotteten beinahe wie die Yaquis, aber oft stolperten sie, als ob sie erschöpft seien. Ein gellender Schrei kam von Romeros Lippen . . . das Fieber, das Fieber der Menschenjagd . . . das Ästhetiker vergeblich ableugnen wollen . . . rieselte wie eine heiße Woge durch meinen Körper, und an Romeros Seite trabte mein Brauner den Leuten nach.

Vor uns, hinter uns, zu beiden Seiten . . . waren plötzlich Yaquis, trabend wie unsere Pferde, mit diesen Schritt haltend. Ein Trommler lief neben mir; das Gewehr in der Rechten und mit der Linken seinem Instrumente, das meist nur mit einem Schlegel bearbeitet wird . . . langsame Töne entlockend. Vor uns liefen die Feinde . . . wir nach.

Einige der Verfolgten blieben öfters stehen, drehten sich um und legten die Gewehre auf uns an, ohne jedoch einen Schuß abzugeben.

Keine Munition! schrillt es aus unserem Haufen.

Ich drehte mich um. Die anderen Reiter waren nicht mehr zu sehen. Es kümmerte mich nicht, denn ich mußte weiter. Eine Ahnung, ein Verlangen, etwas Entsetzliches, nie Dagewesenes zu tun, kochte in mir. Und die anderen mußten das Gleiche fühlen. Ich sah die glühenden Augen, die arbeitenden Wangenmuskeln der Männer und Burschen, die neben mir liefen. Niemand schrie mehr. Gleichmäßig hämmerte die Trommel.

Die Verfolgten bogen jetzt in einen Weg ein, der wie ein gerader Strich durch die zähen, im dräuenden Stachelgewirr ineinander verschlungenen Kakteenmassen führte. Nach vorne öffnete sich der natürliche Weg, wurde breit wie ein großes Tor, das der Himmel abschloß.

Wir haben sie . . . nicht schießen! Ich weiß, wohin sie laufen . . . in den Tod! Den Tod! brüllte Romero wieder.

Die vorne Laufenden hielten plötzlich an, schienen irgendwo hinabzublicken, sprangen wie Mäuse in der Falle nach allen Seiten, versuchten vergeblich rechts und links in die Kakteen zu dringen . . . prallten wieder zurück. Einige warfen mit wilden Gebärden die Gewehre zu Boden, andere zogen die langen Messer und stellten sich in Positur.

Romero glitt jetzt aus dem Sattel.

Herunter, Ernesto, herunter! Oder du stirbst eines schrecklichen Todes! schrie er.

Ohne den Braunen anzuhalten, sprang ich ab, stolperte etwas und rannte weiter.

Laß dich nicht mitreißen, Ernesto! kreischte der Yaqui nochmals, und dann prallten wir gegen die Leiber der Calles-soldaten. Wenige Meter hinter ihnen ging ein haushoher Sandhang im Winkel von neunzig Graden in die Tiefe, in einen Kessel, endete in Kakteen, unübersehbaren Kakteen, in Klumpen, in Bällen nebeneinander . . . alles eine graugrüne, einförmige Masse mit Millionen und aber Millionen von Widerhaken.

Die Feinde wehrten sich verzweifelt mit Händen, Füßen und Zähnen; aber wir waren um etwa ein Dutzend in der Überzahl, waren wütend wie reißende Bestien.

Sie mußten hinab, alle hinab. Auch von uns rissen sie einige mit. Alle rollten, sich überschlagend, schreiend . . . einzeln, in Paaren, dann wieder sieben, acht, zehn zu gleicher Zeit . . . hinab. Hineinprallend, aufbrüllend und in entsetzliche Töne fallend, als die grüne Masse, die mit zähen, ledrigen Armen zupackte . . . ihnen Tausende von Stacheln, deren jeder einzelne eine kleine, wie Feuer brennende Harpune war, in die Körper bohrte.

Unmöglich war es, aus der Umarmung dieser verästelten, wie grüne Korallenbänke aussehenden, geschmeidigen Pflanzen herauszukommen. Wenn man nur zu Fuß im Vorbeireiten gegen diese Höllengewächse leicht anstreifte, so saß ein grüner Klumpen oder ein langer, ledriger Wulst mit Dutzenden von brennenden Stacheln im Fleische, die nicht nur stachen, sondern noch dazu wie Feuer wüteten, durch Schuhleder durchgehend . . . man mußte sie mit zwei Stäbchen förmlich herausreißen, denn was sie hielten, das hielten sie fest.

Und dort unten lag ein halbes Hundert Menschen in einem förmlichen See dieser Pflanzen. Eher hätten sie den ganzen Talgrund ausreißen und fortschleppen können . . . als nur ein Glied aus den Kakteen zu bekommen.

Die Töne, die von unten zu uns heraufpeitschten, waren unbeschreiblich, und der Jubel, der in unseren Augen leuchtete, war fürchterlich . . . Aus dem grünen Gewirr hoben sich Arme, Beine, verzerrte Gesichter . . . wie aus Kakteen hervorwachsend; Leiber zuckten, Glieder schlugen wild umher, aber nur sekundenlang, je mehr sie sich bewegten, desto fester umschlossen sie die grünen Arme und desto mehr Stacheln fanden Halt. In wenigen Minuten hingen Dutzende von Körpern, die Arme, Beine und Köpfe da unten, unbeweglich. Und sie schrien, nein, sie schrien nicht; sie brüllten, kreischten, wimmerten und seufzten, wie verdammte Seelen im Höllenfeuer und rollten mit den blutunterlaufenen Augen.

Und wir starrten hinab, wie hypnotisiert.

Jemand begann zu schießen. Fieberhaft griff alles nach den Gewehren. Die mithinabgerissenen Yaquis erhielten zuerst Kopfschüsse. Ganz langsam flaute das Geschrei unten ab; brach manchmal erneut aus, aber immer leiser, immer stöhnender klingend. Und wir schossen immer weiter. Rote Quellen sprudelten, und rote Schlangen liefen die Kakteen entlang. Grüne Massen und Stacheln, verrenkte Menschenleiber und rieselndes Blut . . .

Totenstill war es unten, aber wir schossen noch immer weiter . . . Wie durch ein geheimes Kommando hörten wir plötzlich gleichzeitig auf. Und jeder betrachtete seinen Nebenmann, um dessen Gedanken zu erraten.

Wir brachen auf; hinunter nach Magdalena.

Die Kakteen, die uns umsäumten, standen unbeweglich. Eine Schar fürchterlicher, entsetzlicher Menschen zog durch ein schreckliches Land. Schrecklich waren die kalten Masken der in der Hitze flimmernden Berge, der braune Boden, und schrecklich waren die Dornenbüsche und die riesigen grünen Felder, in denen Milliarden von Harpunen staken.

Der Weg senkte sich. Wir kamen über prangende Felder, mit scheckigen Milchkühen bevölkert, ritten unter Obstbäumen dahin. Verschiedene Leichen, übereinandergeworfen, prasselten auf brennenden Scheitern.

Magdalena wäre unser. Die Kirchenglocke läutete. Betrunkene Yaquis taumelten in den Straßen. Stühle und zertrümmerte Kisten flackerten.

Ich war müde. Ich wollte an der Seite des braunen Yaquimädchens liegen; sie sollte mich streicheln, mich mit den feuchten Augen ansehen . . . immerzu . . . ununterbrochen . . .

Vielleicht gingen dann die Kakteen mit den Gliedern darin weg . . .

Spät am Abend kam der Bahnzug mit den jubelnden Frauen. Ich rauchte, blätterte etwas im Carlyle und ging dann in Romeros Wagen.

Und die schwermütigen Augen des braunen Yaquimädchens schenkten mir Schlaf und Ruhe . . .

(Aus dem ungewöhnlichen Buch „Bestie Ich in Mexiko“ von Ernst F. Löhndorff, das im Verlag Dieck & Co., Stuttgart, zum Preise von 6,80 RM. erschienen ist.)

Diamanten und ihre Käufer.

Wenn man bedenkt, daß die Weltausbeute an Diamanten in einem einzigen Jahre die gewaltige Menge von 5 459 000 Karat erreicht, fragt man sich unwillkürlich, wohin denn eigentlich diese fabelhaften Schätze kommen, wer sie kauft? Nach den amtlichen Berichten verteilt sich die Weltausbeute von Diamanten auf folgende Fundstellen:

Südafrika	3 202 000	Karat
Belgischer Kongo und Angola	1 258 000	„
Südwestafrika	520 000	„
Goldküste	417 000	„
Brasilien	50 000	„
Tanganjika	7 000	„
Borneo und kleine Fundstellen	5 000	„
	5 459 100	Karat

Der gesamte Rohstoff der Welt gelangt zum Londoner Diamantensyndikat, wo alles in Serien verteilt wird. Diese Serien werden alsdann von den Fabrikanten erworben und von den Schleifereien verarbeitet.

Der größte Abnehmer der edlen Steine im geschliffenen Zustande ist Amerika. Die Vereinigten Staaten kauften im Jahre 1926 für 64 Millionen Dollar Diamanten, für fünf Millionen mehr als 1925. Auch Kanada verstärkt dem zunehmenden Wohlstande des Landes entsprechend seine Diamanteneinfuhr. Indien ist ebenfalls ein gutes Absatzgebiet, und auch England ist gewöhnlich ein guter Käufer. Allerdings haben im Vorjahre die großen Streiks die Kauflust stark gehemmt. In Frankreich hat die Kauflust in letzter Zeit wegen der hohen Einfuhrzölle etwas nachgelassen. Den vorgenannten Ländern gegenüber kommen das wirtschaftlich kranke Mitteleuropa und Rußland als Käufer weniger in Betracht.

Die Hauptschleifereien für Diamanten befinden sich bekanntlich in Belgien und Holland. Amsterdam weist 9000 Schleifereien auf; man versteht es hier, Edelsteine zu schleifen, von denen 100 auf ein Karat gehen, man fertigt aber auch Riesenstücke an, wie den „Cullinan“, dessen zwei Teile 516 und 310 Karat wogen.

Bunte Chronik

* **Tiere und Verkehr.** Mit dem zunehmenden Verkehr hat sich auch die Zahl der Unfälle erschreckend gehäuft. Die Schuld liegt zum großen Teil auf Seite der Fußgänger, weil sie beim Überschreiten der Straße nicht die nötige Vorsicht anwenden. Wie oft kann man beobachten, daß Leute, um ein kleines Stück Weg abzuschneiden, schräg über die Straße gehen und sich nicht einmal vorher umsehen. Dagegen ist es zu verwundern, wie selten Hunde überfahren werden; diese und andere Tiere haben anscheinend die Gefahren der Straße besser erkannt, als die Menschen und hüten sich davor. Ein amerikanischer Tierparkleiter stellt auch die Schlange als mustergültiges Beispiel umsichtiger Straßenbenutzer hin. Dieser Zoologe ist von einer längeren Rundfahrt durch die von Schlangen bewohnten Gebiete der Staaten zurückgekommen. Er hat in manchen Landesteilen diese Tiere sehr häufig angetroffen und fand, daß sie oft gezwungen waren, die Straßen zu überqueren. Aber nie sah er eine überfahrene Schlange. Er hatte einmal Gelegenheit, ein Reptil zu beobachten, wie es die Straße kreuzen wollte. Es tauchte aus dem Straßengraben auf, kroch etwa 20 Meter am Straßenrand entlang bis zu einer Stelle, wo sich der Weg verengerte; dort richtete es sich hoch, blickte nach beiden Seiten, schien noch einmal hören zu wollen, ob kein Fuhrwerk herankam; dann erst kroch es in aller Eile im rechten Winkel über die Straße. Anscheinend haben die Tiere in früheren Jahren schon schlechte Erfahrungen gemacht und sind durch Schaden klug geworden, was man von vielen Menschen nicht behaupten kann.

Lustige Rundschau

* **Der Standpunkt.** „Sie dürfen hier nicht auf der Plattform stehen!“ sagte der Schaffner. — „Ich stehe gar nicht auf der Plattform“, sagt eine Stimme, „ich stehe auf den Füßen dieses liebenswürdigen Herrn . . .“

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.